

# Marburger Zeitung.

Nr. 127.

Mittwoch, 24. Oktober 1866.

V. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

## Zur Geschichte des Tages.

Die Gerüchte, daß Freiherr von Beust in den österreichischen Staatsdienst treten werde, tauchen wieder auf und stärker als zuvor. So theilt der in Stuttgart, wo sich gegenwärtig Herr v. Beust aufhält, erscheinende Staatsanzeiger für Württemberg in einer Wiener Korrespondenz mit, daß die Ernennung dieses Staatsmannes zum österreichischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ziemlich gewiß sei. Aehnlichen Angaben begegnen wir in einem großen Theile der deutschen Tagespresse, und sie wiederholen sich namentlich, mit allerlei liebenswürdigen Bemerkungen über Oesterreich untermengt, in jenen „Wiener“ Berichten der preussischen Blätter, deren schablonenmäßige Behandlung auf einen Ursprung im Berliner Preßbureau schließen läßt. Auch in Paris ist seit einigen Tagen das Gerücht von dem Eintritte des Herrn von Beust in das österreichische Staatsministerium verbreitet, und wurde gleichzeitig erzählt, unsere Regierung beabsichtige in einer Denkschrift an die Mächte diejenigen Prinzipien und Reformen ausführlicher darzulegen, deren Ausführung sie für die Reorganisation des Kaiserstaates für nothwendig erachte. Ein Bericht-erstatte der Köln. Btg. will wissen, daß die Abfassung dieses Schriftstückes, das von einer Broschüre begleitet sein werde, welche die öffentliche Meinung auf den ferneren Gang der österreichischen Politik vorbereiten soll, von Herrn von Beust übernommen worden sei. Die Schlussfolgerungen dieser Broschüre sollen sich dahin aussprechen, daß die Tendenzen der österreichischen Regierung gegen jeden Versuch einer neuen heiligen Allianz gerichtet sein müssen, woraus weiter der Satz folge, daß Oesterreich eine italienisch-französische Allianz jedem russisch-preussischen Einverständnis in Zukunft vorzuziehen habe.

Glaubwürdigen Berichten zufolge ist der Einfluß der Beschluß-Partei, der schon seit langem wächst, durch den Tod des Fürst-Primas neuerdings gestiegen. Der ungarische Landtag wird außer den Krieg keine gemeinsame Angelegenheit anerkennen und dabei die Gewähr für das Recht der Rekrutenbewilligung verlangen. — Der Stimmung, die in den Reihen der Beschlußpartei herrscht, gibt „Hon“, das Blatt derselben, mit nachstehenden Worten Ausdruck: Es ist Zeit für ein aufrichtiges Wort. Was ist denn die Hauptfrage? Einerseits ob Ungarn ein staatliches Ganzes bleiben oder ein in die österreichische Monarchie verschmolzener ergänzender Theil sein will, andererseits ob Oesterreich die staatliche Existenz Ungarns anerkennen, oder aber ob es dasselbe mit schöner Manier oder mit Gewalt im Ganzen oder zerstückelt in sich aufgehen lassen will? Sollte nun das „Ja“ auf die eine oder die andere Alternative, so wird dies Jedermann verstehen; wenn man aber fortwährend „ja“ und auch „nein“ auf beides sagt, wenn die ungarischen Staatsmänner einerseits bestrebt sind, zu beweisen, daß sie die staatliche Einheit Ungarns erhalten, diese Einheit aber dennoch zu einer gemeinsamen andern Einheit mit Oesterreich umgestalten wollen, wenn andererseits die österreichischen Diplomaten behaupten, daß sie die Selbstständigkeit unverletzt lassen, dieselbe aber dennoch zu Gunsten der einheitlichen Stellung Oesterreichs überall aufheben wollen — dann wird diese These Niemand verstehen, so wie dieselbe auch von denen, die sie aufstellten, nicht verstanden wird. Nach unserer Ueberzeugung führen nur zwei Wege zu einem praktischen Ergebnis. Ungarn wird entweder die volle und unabhängige Praxis der Rechte eines selbstständigen Staates genießen, oder es wird eine ergänzende Provinz der österreichischen Monarchie werden. Einen dritten Weg sehen wir nicht vor uns, außer denjenigen, der in dieser Richtung versuchsweise aufgestellt wurde und sich als unausführbar erwies.

Die Berliner Blätter theilen einen Aufruf mit, worin das preussische Volk aufgefordert wird, dem Grafen Bismarck ein Nationalgeschenk darzubringen. In diesem Aufrufe heißt es unter Anderem wie folgt: „Die deutsche Nation ist dem Grafen Bismarck Dank schuldig, aber ihre politische Einheit ist so umnebelt, so verkommen in dem Rufe von Sing- und Springsfesten, von impotenten Resolutionen und innocenten Phrasensalven, daß sie der Welt das Schauspiel gibt, wie das Volk von Millionen, ein Volk, das die Intelligenz Europas vertritt, den Mann vernachlässigt, der ihm den so lange und schmerzlich gesuchten Nibelungenhort nationaler Einheit und Größe zuführt. Aber das preussische Volk, möge es nun partikularistisch, preussisch oder deutsch gesinnt sein, kann nicht verkennen und verkennt in der That nicht, daß Bismarck's Politik ein Blatt mit strahlenden Goldlettern in die Annalen der preussischen Geschichte eingefügt hat. Wohlan, so löse denn auch das preussische Volk seine Schuld der Dankbarkeit ein. Wir plaidiren nicht für den

Grafen Bismarck, nein, wir plaidiren für die Ehre des preussischen Volkes. Unsere Enkel werden dem Grafen Bismarck Ehrendenkmäler setzen — mögen diese nicht zugleich für uns eherne Säulen des Vorwurfes, Denkmäler unseres eigenen Undankes sein. Darum erlassen wir hiemit den Aufruf an die preussische Nation (!): dem Grafen Bismarck ein Nationalgeschenk darzubringen, welches ebenso seiner Verdienste wie der Ehre der Nation würdig ist!“ Dieser Aufruf ist auch ein Zeichen der Zeit, und zwar kein erfreuliches.

Johann Jakob aus Königsberg, der freisinnigste, grundsätzlichsie Gegner Bismarck's im preussischen Landtage geht mit dem Plane um, für seine Gesinnungsgenossen eine neue Zeitung zu begründen. Dieselbe wird den Namen führen: „Zukunft. Demokratische Zeitung.“ In der Ankündigung sagt Jakob: „Kriegerische Ereignisse pflegen allezeit störend einzuwirken auf die stille und langsame Arbeit, die sich in dem Geiste eines Volkes zu vollziehen hat, um es politisch reif und der Freiheit würdig zu machen. Wenn das gegenwärtig in erhöhtem Grade der Fall war, so sind die Ursachen nicht un schwer zu ergründen. Bei den innern Kämpfen der letzten Jahre war die Machtlosigkeit des Rechtes so entmuthigend hervorgetreten, daß sich daraus, und gerade bei den energischen Naturen zu allermeist, eine Ueberschätzung der Macht herabzubilden mußte, unbekümmert um Recht oder Rechtlosigkeit derselben. In diese Stimmung fiel der Ruf zu den Waffen und nach ihm in raschem Schritte die großartige Folge von Siegen unseres tapferen Heeres, der Friedensschluß und dessen eingreifende Umgestaltung deutscher Staatsverhältnisse — mit alledem aber eine neue Verwirrung in Betreff der Frage, inwieweit das Gewährenlassen der Thatfachen als solcher zugleich eine Anerkennung ihres sittlichen und rechtlichen Werthes enthalte. In dieser Unklarheit ist noch gegenwärtig das Land befangen, sie ist bis in die Volksvertretung gedrungen, sie beherrscht den größten Theil der preussischen Presse. Und doch ist es hoch an der Zeit, daß sie wieder Platz mache dem Bewußtsein alter Pflichten auch in der neuen Lage. Wenn das Ziel deutscher Einheit klar vor Augen steht, der wird erkennen, daß die Ausschließung von Millionen deutscher Stammesgenossen aus dem gemeinsamen Vaterlande, daß dieerspaltung Deutschlands durch die Mainlinie nicht dauernd werden dürfe, daß die nationale Einigung des Volkes und die Machtentwicklung des Staates nur dann erstrebenswerthe Güter sind, wenn sie auf dem Boden innerer Freiheit und politischer Selbstbestimmung erwachsen. Was die Wirksamkeit nach Außen betrifft, so fühlt die demokratische Partei sich sehr frei von jeder Selbsttäuschung über Umfang und Kraft ihrer Mittel; das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ganz Deutschland zu erhalten, das wird das zunächst Gebotene sein. Dringender und größer ist die Arbeit im Innern, der wird uns mit vollem nüchternen Ernste der Pflichterfüllung aufs neue zuzuwenden haben: der Kampf für Recht und Freiheit. Und hier ist fast vom Anfange wieder zu beginnen. Die Parteibildung muß aus den Parlamenten hinabsteigen zum Volke; selbst muß sie Klarheit und Festigkeit der politischen Begriffe, Ehrlichkeit und Treue des politischen Glaubens schaffen, auf daß ein nächster Trommelwirbel nicht wieder alles auseinander wirre, sie muß aus dieser Ehrlichkeit und Treue das Zusammenhalten und den Opfermuth gebären, den Beginn der politischen That. Und dieser gemeinsamen Arbeit bieten wir eine Verständigungsstätte in dem neuen Blatte, das im Laufe des vierten Quartals in Berlin unter Redaktion von Dr. Guido Weiß und unter Beirath bewährter Gesinnungsgenossen als tägliche Zeitung erscheinen soll. Hoffen wir, daß die schweren Erfahrungen der Selbsterkenntnis, welche uns die letzte Zeit gebracht, zur guten Frucht gedeihen mögen für die „Zukunft.“

Ein Bericht über die Stimmung in Frankfurt meldet: Frankfurt ist klein Venedig, es werden allorts Demonstrationen gegen die Gewaltthaber ins Werk gesetzt und zwar Demonstrationen aller Arten, Demonstrationen auf der Straße, Demonstrationen in der Kirche, Demonstrationen im Theater, Alt und jung, Mann und Weib, arm und reich, fast jeder trägt in irgend einer Weise die rothweißen Farben. Als am vorigen Sonntage zum ersten Male das in Preußen übliche Gebet für den König und das königliche Haus gesprochen wurde, machte sich in allen Kirchen ohne vorherige Verabredung jenes merkwürdige, aus Zufälligkeiten aller Art bestehende Geräusch bemerkbar, das an kalten Wintertagen die Stimme des Predigers bildet. Ein Geistlicher sah sich veranlaßt, seine Gemeinde ausdrücklich davon in Kenntniß zu setzen, daß er auf höheren Befehl nunmehr für Sr. Maj. bitten werde. Bei der Vorstellung „Don Juan“ wurde von dem dicht gedrängten Hause mit stürmischen Rufe die Wiederholung des Freiheitschores verlangt und es fehlte nicht



viel, so hätte man einer Dame im rothweißen Mantel Beifall geklatscht — es waren eben höhere Offiziere in den Logen anwesend. Kleinigkeiten sind das ganz gewiß — gewiß nur harmlose Kleinigkeiten, aber sie zeigen wie tief das Bewußtsein erlittenen Unrechts in allen Schichten eingedrungen ist und prophezeien denen, die als Organ der Macht hier zu leben gezwungen sind, ein sehr unerquickliches Verhältnis zu der hiesigen Bevölkerung. Herr v. Patow soll schon sehr unangenehme Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht haben und seine Reise nach Berlin hat, wie man wissen will, nur den Zweck, seine Abberufung zu erwirken. Auch den Offizieren der hier garnisonirenden Regimenter soll die Temperatur nicht angenehm vorkommen, da ihnen jeder Boden fehlt, um ihre weltberühmte Liebeshwürdigkeit zu entwickeln.

Wie aus Rom gemeldet wird, haben die Jesuiten, wahrscheinlich durch den in Bälde zu erwartenden Abzug der Franzosen in Besorgniß um ihre wohl nicht zu verachtenden zeitlichen Güter gesetzt, vom Papste die scheinbare Auflösung ihrer Gesellschaft verlangt, um „sich in alle Weltgegenden zu zerstreuen.“ Der Heilige Vater aber soll ihre Bitte entschieden zurückgewiesen und entgegnet haben, es gehöre sich für Jeden, an seinem Platze zu bleiben, wie er selbst. Antonelli, der einzige höher Begabte unter den Lenkern des Kirchenstaates, soll sich in einem Zustande der Abzehrung befinden, in dem er das Leben kaum noch wenige Monate werde fortführen können.

Die militärischen Kreise beschäftigen sich viel mit der Frage: welcher Gestalt wird die Heeresreform, die der Kaiser von Frankreich in diesem Augenblicke ansarbeiten läßt? Schon von der Verbannung aus entwickelte Napoleon, der in Folge seiner theilweise deutschen Erziehung den deutschen Angelegenheiten stets große Aufmerksamkeit gewidmet hat, daß Frankreich sein Armeesystem im Sinne der Landwehr umändern müsse. Preußens rascher Erfolg hat daher ihn wie sein kriegerisches Volk in starke Bewegung versetzt. Oesterreich, sagt man, war der Kraftmesser; Frankreich hat sich an diesem Kraftmesser in Italien versucht. Im Verein mit den Italienern siegte es mit knapper Noth; ja bei Magenta standen die Dinge eine zeitlang sehr zweifelhaft. Preußen aber, sagt man weiter, hat gegen Oesterreich ungläublich rasch gesiegt; also — würde Frankreich gegen Preußen einen noch schwereren Stand haben, als es gegen Oesterreich im Jahre 1859 hatte. Ueber das was zu thun ist, gehen die Ansichten freilich auseinander. Einige französische Liberale möchten das amerikanische System einführen. Die Regierung aber wird wahrscheinlich mit einem Landwehr- oder Nationalmiliz-Plan herausrücken, unter gleichzeitiger Beibehaltung des gegenwärtigen Systems.

Die spanische Regierung scheint trotz der häuslichen Verlegenheiten, welche ihr das Leben so sauer machen, ja beinahe das Lebenslicht auszulöschen drohen, nicht geringe Lust zu verspüren, in Rom sich die Finger zu verbrennen. Die Regierung der Königin Isabella soll erklärt haben, sie betrachte die Frage des Kirchenstaates als eine „innere Angelegenheit“ der katholischen Welt, und daß sie dieser Auffassung ge-

mäß auch entschlossen sei, sofort nach dem Rückzug der Besatzungsarmee aus der Siebenhügelstadt an die Stelle Frankreichs zu treten. So berichtet man dem Journal des Debats, das hiezu ganz treffend bemerkt: Es wisse nicht, ob es derartige widersinnige Pläne erörtern soll; die Eine Bemerkung könne es aber nicht unterdrücken, daß eine derartige Unternehmung, von welcher Macht immer dieselbe auch ausgehen möge, nur geeignet wäre, jene Lösung zu beschleunigen, welche man hinausschieben gewollt. Man scheine in gewissen Kreisen nicht zu begreifen, daß, wenn Italien Rom respektirt habe, das nur geschehen sei, weil Frankreich an der Lîber gestanden und weil Italien Frankreich gegenüber Verpflichtungen habe. Wenn, anstatt einer französischen, eine österreichische oder spanische Besatzung sich in Rom befände, so wäre es mehr als wahrscheinlich, daß die italienischen Fahnen binnen Kurzem auf dem Kapitol wehen würden. Die französische Besatzung habe einen ganz ausnahmsweisen Charakter, weil die Franzosen als die Verbündeten Italiens besondere Rücksichten genießen; weil dieselben Soldaten, die in Rom stehen, bei Magenta und Solferino für Italien geblutet haben, und weil man glaubt, daß die Franzosen Rom nur verlassen, um dasselbe Italien zu übergeben oder sich zu überlassen. Ganz anders verhielte es sich mit einer anderen Garnison, welcher Macht immer dieselbe auch angehören möchte. Dieselbe würde nur als ein Feind im Herzen des nationalen Gebietes betrachtet und nicht Einen Tag geduldet werden. Die September-Übereinkunft habe den Zweck, den Papst mit seinen Unterthanen in unmittelbare Beziehung zu bringen, und verpflichte Italien, jeden äußern Angriff auf das päpstliche Gebiet zurückzuweisen. Die Idee aber, Italien werde irgend einer anderen fremden Macht als Frankreich gestatten, in Rom eine Garnison zu unterhalten, sei abgeschmackt, besonders abgeschmackt aber dann, wenn man Spanien unter dieser Macht meine.

Im Königreiche Polen nehmen die Dinge von Tag zu Tag eine bedrohlichere Gestalt an. Seit acht Tagen kommen ununterbrochen Truppenzüge aus Rußland an, die nach kurzem Aufenthalte in Warschau nach der galizischen Grenze dirigirt werden. Selbst von der Besatzung von Warschau ist ein beträchtlicher Theil dahin geschickt worden. Die Berufung des Statthalters, sowie dreier namhafter Generale nach Petersburg, die man mit den gegenwärtigen Zuständen in Galizien in Verbindung bringt, haben auch nicht zur Beruhigung der Gemüther beigetragen. Die Polen sind durchweg in großer Aufregung, und träumen bereits wieder von der nahe bevorstehenden Herstellung ihres Vaterlandes, was jedoch die einzige Folge hat, daß die russische Regierung um so strenger auftritt und jetzt nach allen Richtungen hin das Russifizierungswerk mit Macht betreibt, und den Uebertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche in freigebigster Weise, und daher mit erwünschtem Erfolg, befördert. Dem jetzt irgendwie entgegenzutreten, ist gefährlich, wie das die Verhaftung und Internirung des Bischofs von Chelm beweist. Wenn die Zeitungen darüber berichten, daß die Vegetationen an der Grenze von Polen wieder arg zugenommen haben, so ist das allerdings richtig, hat aber

## Schlom Weißbart.

Rom

Versasser der schwarzen Mare.

(Fortsetzung.)

Der Exekutor hatte sich diesmal nicht verrechnet. Die Furcht vor der Kreisjustizkommission that ihre Wirkung. Der Schreiber gab nach.

„Nun, nun, Herr Wachtmeister, nicht so strenge; ich scherzte ja nur.“

Das Gespräch wurde unterbrochen. Der Kutscher trat ein. Er sah geheimnißvoll, beinahe etwas verstört aus.

„Pons Secretaris!“ rief er leise und winkend dem Sekretär zu.

Er sprach mit diesem leise.

Auch das Gesicht des Sekretärs nahm den Ausdruck einiger Angstlichkeit an. Er bat mich, mit ihm auf den Flur zu kommen, mit einem doppelten Winke auf den Schreiber, aber auch auf meine Frau.

„Was gibt es?“

Der Kutscher meldet verdächtige Sachen. Während er die Pferde gefüttert, hat er zwischen den Bäumen jenseits der Landstraße mehrere Männer vorbeischieben gesehen. Zuletzt ist Einer an ihn heran gekommen, ein Jude, der ihn gefragt hat, wen er fahre, und wohin die Reise gehe. Der Jude hat lauernde Blicke in den Wagen geworfen.

„Wie war das Aeußere des Juden?“

„Er hat einen langen schwarzen Bart getragen, und, was dem Kutscher besonders aufgefallen ist, keine jüdische Kleidung, sondern einen kurzen sjameitischen Wandrock.“

„So soll der Schlom Schwarzbart bei seinen Verbrechen in Preußen gekleidet sein.“

„Allerdings.“

„Der Verdacht des Maß würde dadurch bestätigt werden.“

„Das macht mich eben besorgt.“

„Welche Richtung haben die Männer genommen?“

Er wußte es nicht. Er fragte den Kutscher danach, der mit uns die Krugstube verlassen hatte.

Der Litthauer zeigte in den Weg nach Coadjuthen hinein.

„Von daher kommen wir ja, Herr Sekretär.“

„Aber hundert Schritte in jenem Wege geht eine Straße nach der Plein ab. Sie läuft in die tilfiter Landstraße wieder ein, und ist für Fußgänger jetzt bequemer zu passiren als die letztere. Auf dieser bricht man durch die noch zu dünne Frostdecke des Moorgrundes durch. Ueber den Sand in der Plein geht man weg.“

„Woher waren die Männer gekommen?“

Der Litthauer gab die Richtung des dinglener Forst an.

„Nach dieser Auskunft,“ bemerkte ich, „wüßte ich keinen Grund zu

einem Verdachte. Wenn jene Menschen etwas gegen uns im Sinne hätten, so machten sie einen eben so weiten als unnöthigen Umweg, um aus dem dinglener Forst durch die Plein in den tilfiter Weg zu gelangen.“

„Es ist wahr; die tilfiter Straße führt an dem Forst entlang.“

„Ich wüßte überhaupt nicht, wer und warum man uns überfallen wollte.“

„Jene entsprungenen Verbrecher, der Schlom Schwarzbart, der ungewißhaft von dem verrätherischen Kludszweit schon erfahren hat, wie auf ihn vigilirt wird. — Es treibt sich außerdem immer Gesindel genug an der rechten Memelseite umher.“

„Und was sollte alles dieses von uns wollen? Uns zu berauben wäre wenigstens nicht der Mühe werth.“

„Aber zur Rache ist solches Volk stets geneigt.“

„Nag scheint Sie angestekt zu haben, und jener Schreiber mit der Urfemde. Schweigen wir von der Sache gegen meine Frau, die sich beunruhigen möchte. Der Kutscher scheint mit seinen Pferden fertig zu sein.“

Der Kutscher spannte wieder an. Wir fuhren weiter.

Der Exekutor Nag hatte zu seinem großen Verdruß aus dem Schreiber nichts heraus gelockt.

Es war völlig dunkler Abend geworden. Die Pferde kamen nur sehr langsam vorwärts. Der Moorgrund des Weges war von dem Forste nur mit einer dünnen Kruste überzogen. Bei jedem Tritte brachen sie durch diese durch. Zu Fuße wären wir schneller voran gekommen.

In der That holte uns bald ein Fußgänger ein. Nag wurde unruhig, als er den Menschen sah. Auf einmal sprach er leise in den Wagen hinein.

„Es ist der Schreiber Zohn, Herr Kreisjustizrath. Soll ich den Menschen anhalten?“

„Damit der Mensch Ihnen noch einmal den Vorwurf des Straßenraubes machen kann?“

„Aber was hat der Kerl hier auf der Straße zu schaffen? Er wohnt nach dem Forst zu.“

„Die Straße ist so frei für ihn, wie für uns.“

Er beruhigte sich brummend.

Wir kamen immer langsamer weiter. Der Weg wurde schlechter, die Pferde müder. Der Abend wurde dunkler. Rechts von der Plein her drängte sich in die Landstraße ein dichter Nebel, der die Luft noch mehr verfinsterte. Man konnte kaum den Wald unterscheiden, an dem der Weg links vorbeiführte.

Ein Laut, außer dem Geräusch unsers Fuhrwerks, war weit und breit nicht zu hören. Nicht einmal ein vereinsamtes Hundegebell aus der Ferne.

Wir waren in der menschenleersten Gegend auf der Strecke zwischen Tilfit und Coadjuthen.

Im Wagen waren wir stumm. Ich leugne nicht, daß ich, nach



nicht seinen Grund in den Handelsverhältnissen, sondern in dem jetzt wieder häufig vorgekommene Einschleichen von Emigranten der Emigration und aus Galizien. Leider geht dies so weit, daß auch Frauen aufs gründlichste vintirt werden. Freilich wollen die Behörden Proklamationen — die in großer Zahl im Lande verbreitet sein sollen — abgefaßt haben, in denen die Polen zu einer neuen Volkserhebung von Galizien aus aufgefordert werden. Andererseits bieten die Russinen in Ostgalizien alles Mögliche auf, um den Schutz Rußlands gegen die Vergewaltigung der galizischen Polen zu erlangen, und die russische Regierung scheint in der That nicht abgeneigt zu sein, für ihre Glaubensgenossen nöthigenfalls mit den Waffen einzutreten.

Aus Stockholm wird gemeldet, daß der mit dem regierenden König von Dänemark (durch die Prinzessin von Hessen-Kassel) verschwägte ehemalige dänische Minister-Präsident Baron Blixen-Finecke sich aus ersterer Hauptstadt nach dem jetzigen Aufenthaltsorte des Grafen Wisniewski begeben habe, um im Namen des Königs Karl von Schweden und Norwegen über die Geneigtheit Preußens zum Abschlusse eines schwedisch-norwegisch-preussischen Bündnisses Erkundigung einzuziehen. Wir bemerken, daß die Beziehungen des Stockholmer Kabinetts zu Rußland in jüngster Zeit einen gespannten Charakter angenommen haben.

Die Nachrichten aus Mexiko lauten im höchsten Grade ungünstig für die kaiserliche Regierung. Die Mißgriffe, die General Bajana sich hat zu Schulden kommen lassen, die Verluste von Matamoros und Tampiko haben den Republikanern den Muth gegeben, immer entschiedener vorzudringen, sich der Staaten Tamaulipas, Nuevo Leon, Coahuila, Chihuahua zu bemächtigen und in einer den Franzosen gefährlichen Weise den Staat von Vera-Cruz zu überschwemmen. Es ist die Absicht der Führer der republikanischen Partei, sich der Stadt Vera-Cruz durch einen kühnen Handstreich zu bemächtigen und dadurch den Franzosen den einzigen Rückzug, der ihnen noch offen steht, abzuschneiden. Die Gefahr für das Kaiserreich ist dadurch noch erhöht, daß die nordamerikanische Nation, die stets mit lebhaftem, man kann sagen eifersüchtigem Interesse die Ereignisse in Mexiko verfolgte, nun endlich durch tatsächliche Unterstützung sich an der nationalen Bewegung der Mexikaner theilnimmt. Nicht allein daß in jüngster Zeit wohl an neunzig Millionen Dollars für diesen Zweck gezeichnet worden sind, auch Freiwillige, unter ihnen manche tüchtige Offiziere, die im letzten Bürgerkriege sich auszeichneten, dringen massenweise über den Rio Grande, sich dem Präsidenten Suarez zur Verfügung zu stellen.

## Das Amt der Friedensrichter.

I.

Marburg, 23. Oktober.

Im Ministerium der Justiz wird an einem Gesetzentwurfe über das

Amt der Friedensrichter gearbeitet. Diesem Entwurf zu Folge dürften Parteien ihre Streitfälle nur dann vor den erkennenden Richter bringen, wenn bei dem Friedensvermittler eine gütliche Beilegung versucht worden — über Streitfälle von untergeordneter Bedeutung hätte der Friedensrichter endgiltig zu entscheiden und auch in jenen Strassachen, die nur auf Begehren der Betheiligten verfolgt werden können, das Urtheil zu sprechen. —

Wie dringend wir auch die Einführung der Friedensrichter fordern, so wünschen wir doch, das Amt derselben möchte, wie in Frankreich und der Schweiz, darauf beschränkt bleiben, einen Vergleich der streitenden Parteien zu erzielen. Wir Franken, wie der fragliche Entwurf lehrt, noch immer an dem alten Uebel der österreichischen Gesetzgebung: wir gewöhnen uns nicht, scharf zu unterscheiden und grundsätzlich zu verfahren. Gegenstände ungleicher Art werden unter einen Hut gezwängt: bei der Anwendung des Gesetzes treten die inneren Widersprüche schroff und Schroffer zu Tage — die gute Absicht des Gesetzgebers wird nicht erreicht.

Die Wirksamkeit des Friedensrichters ist durch das Vertrauen bedingt, welches ihm geschenkt wird: je rückhaltloser die Parteien ihm dasselbe zollen, desto fruchtbarer ist auch der Boden, auf welchem sein vermittelndes Wort fällt. Das Zwangsrecht des erkennenden Richters, seine Befugniß zur Verhängung von Strafen hat die Segnerschaft, ja nicht selten den Haß der Betroffenen zur Folge. Die Gefühle, welche das Urtheil des Richters in der Brust der unterliegenden Partei erzeugt, lassen der milden, versöhnlichen, zum Ausgleich geneigten Stimmung keinen Raum. Soll die Stiftung des Friedens aber gelingen, dann muß sogar die Möglichkeit ausgeschlossen sein, daß die Partei dem Vermittler mit anderer Gesinnung, als jener des Vertrauens nahe.

Der Vergleich in Minne kann am zweckmäßigsten nur von einer Person versucht werden: die Raschheit des Verfahrens und die nothwendige Einheit des Vorschlages sprechen gegen die Besetzung der Richterbank mit einer größeren Anzahl.

Zur Entscheidung von Streitigkeiten, die nach dem Gesetzentwurfe dem Friedenssamte zustehen soll, genügt aber ein Richter nicht: ein Spruch, dem sich die Parteien unterwerfen müssen — ein Spruch, der jedes Mißtrauen entwirzelt, der alle Zweifel bannt — ein solcher Spruch kann nur gefällt werden nach gründlichster, allseitiger Erwägung, die aber in der Regel die Kraft eines Richters übersteigt. Zur Bewältigung dieser Aufgabe ist mindestens eine Anzahl erforderlich, die eine Mehrheit der Stimmen — und war es auch nur die geringste — ermöglicht. Zur Schöpfung eines Urtheils müssen wenigstens drei Richter berathen und abstimmen.

Man wende nicht ein: unsere Forderung sei übertrieben, es handle sich ja nur um sogenannte Bagatellsachen. Eine Bagatellsache ist oft das einzige, das letzte Gut des Armen, und der Arme hat nicht geringeren

Allem, was ich gehört, an die Möglichkeit eines Uebersalles dachte, und daß meine Phantasie allerlei Chancen desselben verarbeitete. Aber ich dachte auch nur an eine Möglichkeit. Gegen eine Wahrscheinlichkeit lag Alles vor. Um so mehr schwieg ich von unserer Lage, um meine Frau nicht zu ängstigen, die keine Ahnung von einer Gefahr zu haben schien. Aus Rücksicht für meine Frau schwiegen auch wohl die Anderen.

Auf einmal wurde der Exekutor Maß wieder unruhig. Er bewegte sich auf dem Boock hin und her, beugte sich bald rechts, bald links zur Seite, erhob sich dann, um über das Verdeck des Wagens hinter denselben zu blicken. Er schien nach allen Seiten den dicken, undurchdringlichen Nebel durchdringen zu wollen. Zugleich zog er seinen Säbel mehr hervor, daß er ihn bequemer ziehen konnte, und ich sah, wie er einen Knopf vorn an seinem Rocke lösete, um mit dem ersten Griff das Doppelterzerol fassen zu können.

„Was haben Sie, Maß?“ fragte ich ihn.

Er antwortete leise: „Es ist, als hörte ich Jemanden gehen, und doch sehe ich nichts.“

„Wo sollten Sie gehen hören?“

„Bald zur Seite, bald hinten 'naus.“

„Hört der Kutscher nichts?“

„Er schläft seinen Nausch aus.“

„Aber er fährt ja.“

„Der Litthauer fährt im Schlafe noch immer besser als nüchtern. Nur schlafend oder betrunken ist das Volk zu gebrauchen.“

„Ihre gute Laune scheint endlich wieder zu kommen.“

„Halt, da sehe ich den Kerl.“

„Was sehen Sie?“

„Lassen Sie mich machen.“

„Freundchen,“ rief er in den Weg hinein. „Heda, Sie, kommen Sie mal hier zu mir heran.“

Er bekam keine Antwort.

„Kutscherchen, halt einmal,“ sagte er zu dem neben ihm sitzenden Kutscher.

Der Kutscher hielt. Der Exekutor stieg ab.

Ich sah unterdeß aus dem Wagen. Ich konnte nur den Exekutor erblicken. Er sah sich um, nach allen Seiten. Plötzlich lief er seitwärts auf einen Baum zu, der neben der Landstraße durch den Nebel hervorschimmerte. Es schien eine weiße Birke zu sein.

„Habe ich dich, Bursch?“ hörte man ihn gleich nachher rufen. „Verdammtter Spion, was machst Du hier, und was machtest Du eben am Wagen?“

„Herr Wachtmeister, lassen Sie mich.“

Es war die Stimme des Schreibers John. Sie war laut und trotzig und nicht jene schwere Stimme des Nausches, die er vorher vielleicht nur affektirt hatte.

„Steh Rede, Schurke, was schleichst Du uns nach?“

„Herr Wachtmeister, ich rathe Ihnen —“

„Du willst drohen, Narr?“

„Ich rufe um Hülfe.“

„Rufe.“

„Hülfe, Hülfe! Hierher!“ schrie der Kerl mit lauter Stimme in die stille Finsterniß hinein.

Es war, als wenn er ein verabredetes Signal gegeben hätte. Die Gegend belebte sich plötzlich. Von allen Seiten hörte man Menschen herbeirennen, zwar stumm, schweigend, aber desto hastiger.

„Hierher, Ihr Männer, zu Hülfe!“ wiederholte die Stimme des Schreibers.

„Fort, fort!“ rief der Exekutor dem Kutscher zu. Er hatte sich von dem Schreiber losgerissen. Er war mit einem Sprunge bei dem Wagen, mit einem zweiten auf dem Boock.

„Fort, in des Teufelsnamen. Ja, Kerl, was die Pferde laufen können. Der verdammte Verräther! Das lag mir so schwer auf dem Herzen.“

Der Kutscher hieb auf seine Pferde. Der Boden war gerade dort fester. Wir flogen im Galopp davon.

„Vor den Hundsn Reihhaus nehmen zu müssen!“ fluchte der Exekutor. „Hätten wir nur mehr Waffen bei uns. Aber dieser eine Säbel und dieses jammervolle Ding von einem Terzerol! Der verdammte Verräther!“

„Haben wir denn wirklich Gefahr?“ fragte meine Frau.

Sie saß dicht neben mir, aber ich konnte nicht fühlen, daß sie zitterte.

„Maß scheint es zu glauben, obgleich ich nicht recht einsehe, warum man uns hier überfallen sollte.“

„Am Ende,“ sagte der Exekutor, „muß ich zugestehen, daß ich mich umsonst geängstigt habe. Diese Spitzbuben sind alle feige. Wahrscheinlich gehen sie auch heute Nacht nur auf Diebereien aus; der Nebel ist ihnen günstig. Da dürfen sie vorher nicht viel Spektakel machen. Zudem sah der Verräther, daß ich ein Pistol bei mir trage. Wir sind nicht gar weit von Dinglaufen, wo der Obersörster mit allen seinen Jägern und Hundsn wohnt. Man könnte dort hören, wenn hier geschossen wird. Bei alledem wünschte ich doch, daß der Weg noch eine Meile so glatt und fest wäre, wie hier.“

Das war aber eben nicht der Fall. Wir waren wieder in den tiefen Moorgrund gekommen, mit der dünnen, zerbrechlichen Eiskruste darüber. Der Galopp, selbst der Trab der Pferde hörte auf. Bei jedem Schritte brachen sie durch. Wir kamen nur langsam vorwärts.

Der Kutscher trieb eifriger die Pferde an. Der Exekutor trieb den Kutscher an. Er nahm selber die Peitsche. Wir kamen nicht rascher voran.

Wir horchten in den Weg hinein. Es war kein Geräusch zu vernehmen. Wir glaubten, unsere Verfolgung sei aufgegeben. Aber wir sollten uns nur kurze Zeit diesem Glauben hingeben dürfen.

(Schluß folgt.)



Anspruch auf Gerechtigkeit, auf die gleich sorgfältige Erwägung seines Falles, als der Reiche — abgesehen davon, daß die Rechtsfrage nicht immer von der Größe des Streitwertes abhängt.

## Die Schweiz und Nordamerika.

Wir haben vor Kurzem bei der Besprechung der Gefahren, welche der Schweiz von Seiten Italiens, Frankreichs und Preußens drohen, darauf hingewiesen, daß Nordamerika einen Eroberungs- und Vernichtungskrieg gegen die Schwesterrepublik nicht dulden würde. Nun vernehmen wir, daß sich auch in der Schweiz dieselbe Ueberzeugung verbreite.

Der Berner „Bund“, das gelesenste Blatt der bundesrätlichen Partei, veröffentlicht einen Artikel, worin die Frage beantwortet wird, ob die Schweiz angesichts der Gefahren eines französisch-preussischen Krieges auswärtige Allianzen suchen solle und welche? Der „Bund“ ist der Meinung, daß die Schweiz allerdings in die Lage kommen könne, Alliierte zu brauchen. „Gewiß“, sagt das Berner Blatt, „wären der Schweiz dann in Europa die liberalen Staaten in der Niederung der Maas und des Rheins und die süddeutschen Nachbarn die Ersten, mit welchen ein Bündniß diskutiert werden könnte. Allein, erstens wird es sich fragen, ob sie selbst alsdann gerade in der Lage sein würden, ein solches Bündniß einzugehen, und zweitens, ob die langgestreckte, spärlich verbundene, topographisch dem Feinde sehr zugängliche Verteidigungslinie dieser Verbündeten wirklich eine hinreichende Stärkung der schweizerischen Verteidigungskraft wäre. Die wirksamste Hilfe müßte die Schweiz, wir halten dies keineswegs für eine phantastische Phrase, jenseits des atlantischen Oceans suchen. Es ist ganz abzusehen von der bloßen Verbindung der beiden Republiken durch ihre gegenseitige und namentlich von der durch die Schweiz der Union in ihrem Bürgerkriege bewiesenen Sympathie. Die Sympathie erzeugt wieder Sympathie, aber selten Theilung der Gefahr durch Einsetzung von Menschen und Geld. Allein die Union hat ein eigentliches Interesse, daß die einzige Republik in Europa erhalten bleibe von der die europäischen Völker republikanische Grundzüge lernen können. Ginge diese auch noch unter, so wäre Europa um so sicherer und dauernder der Monarchie verfallen, die der Union und den übrigen amerikanischen Republiken bereits in ihrer empfindlichsten Noth und in jüngster Zeit einen so zudringlichen Besuch abgestattet hat, mit der unverhüllten Absicht, das republikanische Princip in Amerika zu schwächen. Hätte sie ungetheilte und sichere Gewalt in Europa, so würde sie zweifelsohne den ersten Anlaß benützen, diesen Versuch zu erneuern und die Republik auch in Amerika zu vernichten. Daher hätte die Union allerdings einen zwingenden Grund, ihre Monroe-Doktrin auch auf die Schweiz auszu dehnen, und würde sie bei einer Bedrohung derselben ihre Hand über sie ausstrecken und den Mächten sagen: Halt, hier mischt ihr euch nicht hinein oder ihr habt es mit mir, mit meinen Glotten zu thun! so wäre dies mehr als alle Allianzen, die sich in Europa finden lassen.

Wir wissen nicht, was die Amerikaner zu dieser Ansicht sagen möchten, allein wir wissen aus dem Munde unseres verehrten diplomatischen Vertreters in Washington, daß die Schweiz im Falle der Noth in der Union auf werththätige Sympathie rechnen kann. Nichten wir unsere Augen dorthin.“

## Marburger Berichte.

(Schaubühne.) Das zweite Auftreten des Fräuleins Nord in den Lustspielen: „Dir wie mir“ und: „Weiberthänen wirken“, die am 20. d. M. zur Aufführung kamen, stimmte das Urtheil günstiger: die äußeren Mittel, über welche das Fräulein verfügt, sowie der tadellose Fleiß erlaubten es der Künstlerin, ihre Rollen: „Baronin von Ferjen“ und „Helma“ so wirksam zu gestalten, daß das Publikum seinen Beifall nicht zurückhielt. Möge Fräulein Nord das leichtere Lustspiel mit dem kurzen schlagenden Worte so lange und mit Eifer pflegen, bis die Schwierigkeiten des längeren Vortrages, wie das Schauspiel ihn erfordert, überwunden sind. — Die Herren: Fantic (Richard Weiß — Bepfer) und Starci (Von Nothen) wußten durch gelungenes Spiel das Haus zu rauschendem Beifall hinzureißen: Fräulein Gaston war als „Ida von Nothen“ sehr brav; nur hätte die Gewandung in der ersten Szene mehr der Rolle entsprechen sollen. — Am 21. ging die Posse von O. F. Berg: „Einer von unsere Lent“ über die Bretter. Vor der Berg'schen Muie streckt die Kritik ihre Waffen und äußert nur den frommen Wunsch: es möchte unsere Bühne derselben möglichst verschlossen bleiben.

(Im Schlafe bestohlen.) Der reisende Uhrmachergejelle Martin Mesner von Krainburg legte sich am 21. d. M. Nachmittag im Theienwalde nieder, um auszurasen; er schlief ein und als er nach einigen Stunden erwachte, sah er, daß ihm seine ganze Habe im Werthe von 35 fl. gestohlen worden. Von dem Thäter hat man noch keine Spur.

(Diebstahl.) Ein Zellniger Mühljunge übernahm für seinen Dienstgeber von Mehlhändlern und Greislern Getreide zur Vermahlung; verkaufte jedoch dasselbe und verlor das Geld. Der Schaden beträgt 200 fl. Der Verbrecher befindet sich in Untersuchungshaft.

(Ertrunken.) Am Sonntag fiel das dreijährige Töchterlein des Grundbesizers Joseph Mikisch in Gradiska bei Unter-St. Kunigund in den vom Elternhause dreihundert Schritte entfernten Teich und ertrank.

(Die Versteigerung der ärarischen Pferde), die gestern auf dem Sophienplatze vorgenommen worden, hatte einen guten Erfolg: verkauft wurden 61 Pferde: der niederste Preis betrug 19, der mittlere 35, der höchste 80 fl.

## Letzte Post.

Der ungarische Landtag soll auf den 13. November einberufen werden.

Der österreichische Kriegsdampfer „Elisabeth“ hat Befehl erhalten, nach Mexiko abzugehen.

Die Ernennung des Freiherrn von Beust zum österreichischen Minister des Aeußern wird mit Bestimmtheit erwartet.

Der Frieden zwischen Preußen und Sachsen ist abgeschlossen: König Johann dankt zu Gunsten des Kronprinzen ab.

Die Volksabstimmung in Venetien hat unter ungeheurer Betheiligung stattgefunden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika werden den Präsidenten Juarez mit Truppen unterstützen.

## Telegraphischer Wiener Cours vom 23. Oktober

5% Metalliques . . . . .	61.50	Kreditaktien . . . . .	153.50
5% National-Anlehen . . . . .	67.75	London . . . . .	129.10
1860er Staats-Anlehen . . . . .	80.30	Silber . . . . .	127.75
Banckaktien . . . . .	718.—	R. K. Münz-Dufaten . . . . .	6.13 1/2

## Geschäftsberichte.

Wettan, 19. Oktober. (Wochenmarktsbericht.) Weizen fl. 4.70, Korn fl. 3.80, Gerste fl. 2.50, Hafer fl. 1.50, Kukuruz fl. 3.—, Heiden fl. 2.30, Hirsebrein fl. 4.—, Erdäpfel fl. 1.10 pr. Mehen. Rindfleisch 20, Kalbfleisch ohne Zuwage 24, Schweinefleisch jung 22 kr. pr. Pf. Holz 36“ hart fl. 7.—, detto weich fl. 5.— pr. Klafter. Holzstohlen hart fl. 0.45, detto weich fl. 0.40 pr. Mehen. Heu fl. 1.15, Stroh, Lager. fl. 1.—, Streu. fl. 0.90 pr. Centner.

Nr. 12226.

## Edikt.

Versteigerung der Franz Straschill'schen Bräuerei-Realität sammt Bräuerei- und Kellereinrichtung, dann zweier Acker-Realitäten in der Magdalena-Vorstadt zu Marburg.

Vom k. k. Bezirksgerichte Marburg wird bekannt gegeben: Es sei zur Versteigerung des zur Franz Straschill'schen Konkursmasse gehörigen unbeweglichen, und des bei den früheren Feilbietungen noch nicht an Mann gebrachten beweglichen Vermögens die dritte Feilbietungstag-sagung, und zwar bezüglich der Bräuereirealität Urb. Nr. 13 ad Gült Süßenheim nebst der ganzen Bräuerei- und Kellereinrichtung, dann der Ackerrealität Urb. Nr. 12 ad Süßenheim auf den **31. Oktober 1866** Vormittags 10—12 Uhr, bezüglich des beweglichen Vermögens ebenfalls am **31. Oktober 1866** von 2 Uhr Nachmittags angefangen; endlich bezüglich der Ackerrealität Urb. Nr. 329 1/4 und 329 2/4 ad Franheim auf den **2. November 1866** Vormittags 11—12 Uhr, jedes-mal am Orte der Realitäten in der Magdalena-Vorstadt zu Marburg angeordnet worden.

Die Bräuerei-Realität Urb. Nr. 13 ad Süßenheim und die dabei befindliche Ackerrealität Urb. Nr. 12 ad Süßenheim, zusammen im Schätzwerthe von 41,506 fl. 70 kr., liegen in der Magdalena-Vorstadt zu Marburg an der nach St. Josef und Lembach führenden Bezirksstraße nächst dem Kärntner-Bahnhofe. Erstere besteht aus dem Ein Stock hohen Hause für mehrere Wohnparteien, aus Wirtschaftskloakalitäten und den erforderlichen Wirtschaftsgebäuden und Kellern, aus den bestens eingerichteten Bräuereikloakalitäten, einem Sitz- und zwei Gemüsegärten, ferner aus sämtlichen Braumaterialien, 11 großen Bottichen, beiläufig 1130 Eimer Geschirr u. s. w.; — Letztere aus 2 1/2 Joch zu Baupläzen ge-

eignetem Ackerlande; — die Ackerrealität Urb. Nr. 329 1/4 und 329 2/4 ad Franheim, im gerichtl. Schätzwerthe von 1500 fl., liegt unfern von den obigen Realitäten und besteht aus ungefähr 3 Joch Ackerboden.

Diese Realitäten werden bei obigen Feilbietungstags-sagungen auch unter dem Schätzwerthe, jedoch nicht unter der Hälfte derselben, die Fahrnisse aber um jeden Preis an den Meistbietenden hintangegeben werden und hat jeder Kauflustige, bevor er einen Anbot auf die Realitäten macht, ein Badium und zwar für die Realitäten Urb. Nr. 12 und 13 ad Süßenheim mit 4200 fl., für die Realität Urb. Nr. 329 1/4 und 329 2/4 ad Franheim aber mit 150 fl. in Barem, Grazer oder Marburger Spar-kassenscheinen oder österr. Staatsschuldverschreibungen nach dem neuesten Börsencourse zu Handen der Lizitations-Kommission zu erlegen. Die weiteren Lizitationsbedingungen können sowohl in der hiergerichtlichen Registratur als auch bei dem Herrn Konkursmasse-Verwalter Dr. Kohnmuth eingesehen werden.

K. k. Bezirks-Gericht Marburg am 27. September 1866.

## Anempfehlung.

Jüngst ist mir ein Pferd von der Lungenjucht und eines von Kolik schwer befallen worden, so daß beide in großer Gefahr schwebten.

Der diplomirte Thierarzt Herr G. Nothenstein in der Postgasse Nr. 23 hat durch sorgfältige Behandlung und wahrgenommene praktische Kenntnisse beide Pferde hergestellt und fühle mich unaufgefordert verpflichtet, Pferdebesitzern den Herrn Nothenstein als Thierarzt zu empfehlen.

Marburg am 22. Oktober 1866.

Nr. 8292.

## Lizitations-Grundmachung.

Wegen Hintangabe der von der h. k. k. Statthalterei unterm 29. August l. J. 3. 11069 bewilligten Herstellung von Brücken und Geländer an der Jodlberg-Bezirksstraße im bauamtlich adjustirten Betrage von 230 fl. öst. Währ. wird die öffentliche Versteigerung am 29. Oktober d. J. Vormittags 11 Uhr in der Amtskanzlei des k. k. Bezirksamtes Marburg stattfinden.

Hierzu werden Unternehmer mit dem Beifügen geladen, daß die Lizitationsbedingungen und das Bauelaborat hieramts in den Amtsstunden eingesehen werden können.

K. k. Bezirksamt Marburg am 18. Oktober 1866.

Der k. k. Bezirksvorsteher: A r a i l z a.